

Wie Gemeinden Familien Raum geben

Von Prof. Dr. Michael Domsgen

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Die mir gestellte Thematik klingt beim ersten Hören harmlos. Gemeinde, Familie, Raum, das sind Begriffe, die immer dann, wenn es um Kirche geht, zusammenzugehören scheinen. Allerdings wird diese harmonische Zusammenstellung empfindlich gestört, wenn man etwas genauer daraufschaut. Gemeinde und Familie sind nämlich nur dann aufeinander zu beziehen, wenn bestimmten Prämissen zugestimmt wird. Geschieht das nicht, werden sowohl Gemeinden keine Veranlassung sehen, Familien Raum zu geben, als auch umgekehrt Familien nicht auf die Idee kommen, in den Gemeinden Raum zu suchen.

Familie und Gemeinde sind systemtheoretisch betrachtet soziale Systeme. Gemeinsam ist beiden, dass sie durch die Interaktion mindestens zweier personaler Systeme entstehen. Unterschieden sind sie jedoch durch die Form der Interaktion, wir könnten auch sagen durch die jeweilige Binnenlogik, in der die personalen Systeme miteinander verbunden sind. Familie und Gemeinde

sind somit nicht nur friedlich, schiedlich nebeneinander existierende soziale Systeme, sondern können auch in Konkurrenz und Konflikt zueinander geraten. Das ist dann der Fall, wenn die jeweiligen Interaktionsformen nicht zueinander passen, wenn es ungesunde Unterordnungen des einen Systems unter das andere gibt oder wenn es durch die Begegnung der Systeme zu deutlichen Verstörungen der jeweiligen Binnenlogik kommt. Familie und Gemeinde können sich jedoch auch in guter Weise ergänzen. Das geschieht dann, wenn die Interaktionsformen miteinander harmonisieren und sich in komplementärer Weise ergänzen oder verstärken.

Gemeinde und Familie miteinander verbinden zu wollen, ist also ein riskantes Unternehmen, weil nicht von vornherein gesagt werden kann, ob sich die jeweiligen Binnenlogiken miteinander vertragen. Wer dennoch nach einer Verbindung von Familie und Gemeinde sucht, sollte triftige Gründe dafür haben. Dem will ich in einem ersten Schritt nachgehen. Außerdem sollte klar sein, welches Ziel bei alledem im Blick ist. Das soll in einem zweiten Schritt bedacht werden. Schließlich ist noch die Frage nach dem Modus der Begegnung von Familie und Gemeinde zu reflektieren. Das ist das Thema des dritten Abschnitts. Zunächst aber zuallerst einmal die Frage: Warum eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

1. Warum eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

Das Familienthema hat in letzter Zeit eine erfreuliche Resonanz gefunden. Auch die Kirchen haben die Zeichen der Zeit erkannt und nehmen sich dieser Thematik an. Allerdings ist dabei zu beobachten, dass die Begründungszusammenhänge nicht immer offengelegt werden. Familie und Kirche werden als aufeinander verwiesen beschrieben. Dies wird einfach konstatiert, wobei oft auch noch die Ehe in einem Atemzug genannt wird. Damit erhält das Familienthema schnell eine normative Grundnote – vor allem in sozial-ethischer Hinsicht. Dies jedoch greift zu kurz, weil grundlegende Gestaltungsspielräume nicht ausreichend in den Blick treten.

Typisch für einen praktisch-theologischen Zugriff auf die hier zu bedenkende Thematik ist ein doppelter Begründungszusammenhang.¹ Sowohl in

humanwissenschaftlicher wie in theologischer Perspektive sind Themen zu verantworten. Bei dem mir gestellten Thema kommt hinzu, dass die Verhältnisbestimmung von Familie und Gemeinde entweder primär bei der Familie oder aber bei der Gemeinde ansetzen kann. In beiden Fällen lassen sich in pädagogischer wie theologischer Perspektive Gründe formulieren, die einen Bezug von Familie und Gemeinde angezeigt erscheinen lassen.

Wenn Gemeinden also Familien Raum geben wollen und sollen, dann kann das zum einen stärker mit Blick auf die Familien und ihre allgemeinen Bedürfnisse erfolgen, übersetzt in kirchliche Sprache: aus dem öffentlichen Auftrag der Kirche mit der damit gegebenen Verantwortung für gelingendes Aufwachsen aller Menschen

(Stichworte: Persönlichkeitsentwicklung und Gemeinwesenorientierung). Zum anderen kann der Blick stärker auf den Gemeinden liegen mit ihren speziellen Anliegen der Weitergabe des christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang und der Entwicklung der christlichen Gemeinde (Stichwort Gemeindeorientierung).

Beide Schwerpunktsetzungen sind jeweils theologisch und pädagogisch gut begründbar. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig. Um der gedanklichen Klarheit willen sollen sie dennoch unterschieden werden.

1.1 ... stärker aus der Perspektive der Familien her denkend, Stichwort: Gemeinwesenorientierung

Die Menschwerdung des Menschen ist ein Prozess, der ein ganzes Leben lang dauert und von verschiedenen Faktoren bestimmt wird. Nimmt man sie unter theologischer wie unter pädagogischer Perspektive in den Blick, kommt dem Bildungsbegriff eine große Bedeutung zu. Bildung »umfasst den lebenslangen, prinzipiell offenen Prozess der Subjektwerdung des Menschen. Subjektwerdung vollzieht sich in Individualität, Sozialität und Mitkreatürlichkeit², so formuliert es Peter Biehl treffend. Damit sich Menschen ein Leben lang selbst bilden können, bedarf es grundlegender gesellschaftlicher, kultureller und politischer Voraussetzungen, die Kirche im Blick haben muss, wenn sie ihrer Bildungsaufgabe gerecht werden will. Es gehört zur gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche, daran mitzuarbeiten, dass die Grundlagen für gelingende Bildung erhalten bleiben oder – so noch nicht gegeben – geschaffen werden.

Damit weitet evangelische Kirche ihre Wahrnehmungsperspektive. Sie schaut nicht nur auf die explizit religiösen Aufgaben (z.B. die liturgischen und kerygmatischen) und widmet sich deren Gestaltung, sondern wendet sich im Rahmen ihrer öffentlichen Verantwortung den Fragen der Persönlichkeitsentwicklung der Menschen in der Gesellschaft insgesamt zu. Damit stellt sie sich in eine Reihe mit anderen öffentlichen Institutionen, die hier unterstützend wirken. Zugleich tut sie es in eigener Weise. Denn nach christlichem Verständnis ist der Mensch erst dann hinreichend als Mensch erfasst, wenn er in seinem Gottesbezug wahrgenommen wird. Bildung wird nicht nur als Vorgang zwischen Menschen, sondern zwischen Mensch und Gott verstanden.

Dass ein Engagement für die Unterstützung der Persönlichkeitsentwicklung dringend geboten ist, zeigen die Ergebnisse empirischer Bildungsforschung (z.B. PISA). Zwischen familiärer Herkunft und vorhandenen Bildungschancen gibt es einen deutlich wahrnehmbaren Zusammenhang. Kinder aus sozial schwächer gestellten Familien haben zumeist wesentlich geringere Chancen, die in ihnen wohnenden Potenziale zur Entfaltung zu bringen.

Dies kann einer evangelischen Kirche nicht gleichgültig sein. Deshalb wird sie sich auch in gesellschaftspolitischer Perspektive einzubringen haben, z.B. mit einem familienpolitischen Engagement für bessere gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Familien. Gleichzeitig weiß sie um die Potenziale, die Familien bergen. Die von ihnen erbrachten Leistungen sind grundlegend für das Funktionieren der Gesellschaft. Ohne die familial geschaffenen »gemeinsamen Güter« kann auch unsere Gesellschaft nicht aufrechterhalten werden.

1.2 ... stärker von den Gemeinden her denkend, Stichwort: Gemeindeorientierung

Christliche Gemeinde will neben der Unterstützung der Persönlichkeitsentwicklung insgesamt im Besonderen den christlichen Glauben stärken und entwickeln helfen. Dabei kommt der Weitergabe des Glaubens zwischen Generationen eine besondere Bedeutung zu.

Unter dieser Perspektive ist daran zu erinnern, dass die Beziehungen unter den Familienmitgliedern als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung dienen, indem diese in den Kategorien von »Vater«, »Mutter« oder »Bruder« beschrieben und damit anschaulich werden. Wer der Familie in den Gemeinden Raum gibt, nimmt auf, dass die Beziehungen in der Familie in besonderem Maße dafür geeignet zu sein scheinen, das Verhältnis Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Gleichzeitig wird damit markiert, dass die menschliche Grunderfahrung, unbedingt erwünscht und angenommen zu sein, in der Regel eine wichtige Grundlage für die Herausbildung einer christlichen Religiosität bildet.

Unter pädagogischer Perspektive ist darauf hinzuweisen, dass die in der Kindheit vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster ein Leben lang relevant bleiben und niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden können. So wird beispielsweise auch Religiosität

im Allgemeinen und insbesondere in ihrer kirchlich bestimmten Ausprägung stark durch das Elternhaus bestimmt. Selbst dann, wenn Personen erst im Erwachsenenalter zu einer intensiven religiösen Praxis finden, geht das oftmals mit Kindheitserfahrungen mit Religion einher. Dementsprechend klar formuliert das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD in seiner ersten These unter der Überschrift »Konzentration auf die Zukunft!«: »Wer

in seinem Leben nicht frühzeitig als Kind oder spätestens als Jugendlicher mit Kirche, Religion und Glauben in Berührung kommt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum eine Chance, in späteren Lebensjahren ein positives Verhältnis zu Kirche und Religion zu entwickeln. Dies gilt über die innere Einstellung hinaus für die Beteiligung am kirchlichen Leben überhaupt und insbesondere an den Gottesdiensten.«

2. Wozu eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

Familiales Leben ist als eigenständiger Wert zu respektieren und zu würdigen. Familie darf also nicht funktionalisiert werden, beispielsweise indem sie lediglich unter dem Gesichtspunkt der »Sicherung der Humanressourcen« (in gesellschaftlicher Perspektive) oder der Mitgliederengewinnung (in kirchlicher Perspektive) Berücksichtigung findet. Vorwiegend in der Familie werden beispielsweise Selbstwertgefühl, eine positive Lebenseinstellung und soziales Verhalten ausgebildet. All das ist grundlegend für gelingende Bildung und für die Ausübung von Religion. Deshalb liegt das Ziel in der Stärkung der Familienbeziehungen und der Förderung der Persönlichkeit der einzelnen Familienmitglieder.

Aus einer solchen Grundlegung ergibt sich ein praktisch-theologischer Gestaltungsspielraum. Bei einer so orientierten Familienarbeit rücken die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander in das Blickfeld des Interesses, wobei das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität zu beachten ist. Weniger geht es in normativer Weise um die Frage nach bestimmten Familienformen. Eine christliche Gemeinde, die Familien Raum geben will, wird deshalb unter der hier skizzierten Perspektive vor allem zwei Felder bedenken:

- die Stärkung der Familienbeziehungen im Sinne von Verlässlichkeit, Verfügbarkeit und Vertrauen insbesondere der Mütter und Väter (und weiterhin auch anderer Erwachsener wie Großeltern und Paten) im Verhältnis zu ihren Kindern (Wir-Orientierung) sowie
- die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen Familienmitglieder (Ich-Orientierung).³

Indem sich Kirche in dieser Weise der Familie zuwendet, ergibt sich ein für die Kommunikation des Evangeliums grundlegender Anknüpfungspunkt. Denn die Familie steht bei heutigen Men-

schen hoch im Kurs, und das nicht lediglich bei Älteren, sondern in allen Altersgruppen.

Der christliche Glaube ist eine identitätsstiftende Praxis. Dabei geht es um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich frei entfalten kann. Das geschieht nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen Bezugspersonen. Deshalb steht die angemessene Gestaltung der familialen Beziehungen im Zentrum einer christlichen Eltern- und Familienarbeit. Auch Familienbeziehungen müssen sich wandeln, um den einzelnen Familienmitgliedern Raum zur Persönlichkeitsentfaltung geben zu können. Je nach Familienphase sind die Herausforderungen verschieden. Deshalb kann es auch kein Angebot für die Familie, sondern nur Angebote für Familien geben.

Zu Beginn hat die Änderung der Wahrnehmungsperspektive zu stehen. Dies soll mit einer Doppelthese eingefangen werden: Familien(mitglieder) sollen nicht als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden. Und: Familien(mitglieder) sollen als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden. Diese Doppelthese nimmt die eingangs vorgenommene Differenzierung in der Verhältnisbestimmung von Familie und Gemeinde auf und macht deutlich, dass beide Perspektiven ihr Recht haben und nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Der christliche Glaube ist eine das ganze Leben durchziehende Dimension und darf nicht nur auf bestimmte Orte und Anlässe eingengt werden.

Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebote unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen (z.B. Hausaufgabenbetreuung, Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Unterstützung der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben). Zielpunkt ist dann, die erzieherische Kompetenz zu stärken und das familiale Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen. Gemeindeorientierte Eltern- und Familien-

arbeit stehen primär in der Logik der Gemeinde (z.B. Familiengottesdienste) und sind auf sie bezogen. Ziel ist, die religiöse Kompetenz zu stärken und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich werden zu lassen.

Beide Perspektiven haben ihr Recht und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie können durchaus auch zusammenfallen, müssen es aber nicht. Entscheidend jedoch ist, dass die sich daraus ergebende Spannung nicht einseitig aufgelöst wird.

3. Wie eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

3.1 Konzeptionelle Impulse

3.1.1 Familienarbeit im engeren und weiteren Sinn unterscheiden

Bisher werden Familien in den Gemeinden schwerpunktmäßig nur in einer bestimmten Familienphase in den Blick genommen. Dies ist die Phase der jungen Familien mit kleinen Kindern. Zu wenig wird dabei berücksichtigt, dass die familialen Beziehungen den Lebenslauf insgesamt bestimmen. Die Prägung der Biografie durch »lebenslange Beziehungen mit Eltern und Großeltern bei gleichzeitiger Selbständigkeit von frühster Jugend an«⁴ ist bisher gemeindlich nicht ausreichend aufgenommen worden. Zwar ist in jüngster Zeit ein verstärktes Interesse an der Herkunftsfamilie als Familie mit kleinen Kindern zu beobachten, die weiteren biografischen Prägungen durch familiale Beziehungen sind jedoch noch zu wenig bearbeitet. Zu denken ist hier an die Bedeutung der Großeltern für die Entwicklung von Enkeln, aber auch an das Problem der Betreuung und Pflege alt gewordener Eltern.

Wer also über Räume für Familien in den Gemeinden nachdenkt, wird seine Perspektive weiten müssen, weg von der Familie mit kleinen Kindern hin zu den familialen Beziehungen. Dadurch könnte auch aufgenommen werden, dass sich für einen nicht geringen Teil von Menschen in Deutschland Familie auf ihre Herkunftsfamilie beschränkt und somit die Erfahrung des Elternseins nicht gemacht wird. Wichtig ist dabei auch, dass die Familie nicht immer als Ganzes im Blick ist, sondern auch in der Perspektive der Einzelnen, also in der Rollenbeschreibung innerhalb der familialen Beziehungen (z.B. als Mutter, Vater, Großvater oder Großmutter). Zu bedenken ist ebenfalls, dass nicht nur Kinder von ihren Eltern lernen, sondern auch umgekehrt die ältere von der jüngeren Generation.

Eine Differenzierung zwischen Familienarbeit im engeren und im weiteren Sinn läge ganz auf dieser Linie und könnte dazu helfen, unterschiedli-

che gemeindliche Handlungsfelder miteinander zu vernetzen. Familienarbeit im engeren Sinn bezieht sich auf die Familienphasen von der Familiengründung bis hin zur Selbstständigkeit der Kinder. Primär, aber nicht ausschließlich geht es dabei um das Sozialsystem als Ganzes. Traditionell liegt hier der Schwerpunkt bisheriger kirchlicher Arbeit. Familienarbeit im weiteren Sinn nimmt die Menschen in ihrer familialen Verankerung in den Blick, denn Eltern-, Kind- und Geschwister-Sein bleiben ein Leben lang prägende Kategorien, wenngleich sie in ihrer Bedeutung im Lebenslauf unterschiedlich stark gewichtet werden und inhaltlich bestimmt sind. Primär stehen die Einzelnen im Fokus. Insofern handelt es sich hier um eine Perspektive, die erweiternd zu der eben genannten hinzukommt und gleichzeitig darüber hinausweist. So lässt sich beispielsweise Seniorenarbeit unter der Familienperspektive im weiteren Sinn neu bestimmen (Großeltern-Enkel-Beziehung).

3.1.2 Die Beziehungsebene stärker gewichten

Die Familie ist ein Lernort, in dem die Beziehungen untereinander eine entscheidende Rolle spielen. Die besondere Prägekraft der Familie ergibt sich zum großen Teil daraus, dass hier vorrangig über Beziehungen gelernt wird. Das gilt auch für die Weitergabe des christlichen Glaubens. Die Explizierung christlicher Tradition ist eingebettet in die allgemeine Aufgabe, dem Kind Vertrauen zu sich und in das Leben zu vermitteln. Die »Sicherung elementarer Kindheitserfahrungen«⁵ gehört unumgänglich dazu. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden. Darüber hinaus sind Kinder jedoch darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird. Sie benötigen Wörter, Sprache, Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar macht. Dabei gilt, dass die Explizierung von Religion nicht losgelöst von der impliziten Ebene geschehen kann. Beziehungsfähigkeit und Ausdrucksfähigkeit gehören aufs Engste zusammen.

3.1.3 Die Relevanz der christlichen Überlieferung in den Mittelpunkt stellen

Familien besitzen einen »deutlichen Eigensinn«⁶. Sie rezipieren gemeindliche Angebote nur dann, wenn sie in ihre eigene Logik hineinpassen, wenn die entsprechenden Angebote für sie plausibel sind. »Und dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn Familien darin ein Unterstützungsangebot für sich selbst erkennen können. Familien sehen sich heute mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert, die sie häufig als Überlastung erfahren. Was in dieser Situation nicht als Unterstützung oder Entlastung wahrgenommen werden kann, wird deshalb leicht beiseite geschoben.«⁷

Hilfreich kann hier die Unterscheidung zwischen einer einseitigen und einer zweiseitigen Logik sein, die Michael N. Ebertz mit Blick auf die Gottesdienste beschrieben hat. Ebertz spricht von einem Doppelbezug: von dogmatischem Kirchenbezug und Bezug auf die Lebenswirklichkeit. Beides sollte miteinander verschränkt werden und darf nicht einseitig aufgelöst werden. Die Frage ist dann, »ob die kirchlichen Deutungsschemata und symbolischen Handlungen [den Menschen] helfen, zu verstehen und selbst verstanden zu werden, ob sie ihnen helfen, ihre Interaktionen fortzuführen und ihre jeweilige Lebenssituation zu bestehen, symbolisch zu markieren und fest zu begehen«⁸.

3.2 Praxisorientierte Impulse

3.2.1 Die Prägekraft gemeindepädagogischer Angebote realistisch einschätzen

Es sind vor allem zwei Aspekte – die Verlässlichkeit in Zeiten lebensgeschichtlicher Brüche sowie die Möglichkeit einer umfassenden Kommunikation –, die die Familie in besonderer Weise auszeichnen und dazu beitragen, dass sie einerseits eine außerordentliche Wertschätzung genießt und andererseits stark prägend wirkt. Beides sollte auch im gemeindlichen Handeln im Blick sein. Kompensatorische Modelle stoßen schon deshalb oft an ihre Grenzen, weil sie in der Regel nicht die Intensität erreichen können wie in der familialen Kommunikation. Auch deshalb ist es äußerst schwierig, die in der Familie erfahrenen Prägungen zu kompensieren bzw. durch weiterführende Impulse zu ergänzen. Die Gemeinde steht hier vor derselben Problemlage, wie es auch die Schulen tun. Deshalb sollte bei der Profilierung der gemeindlichen Handlungsfelder vor Augen stehen, wie begrenzt sie in ihrer Reichweite sind.

Zum anderen ist danach zu suchen, wie durch die Berücksichtigung des familialen Kontextes die Prägekraft entsprechender Angebote erhöht werden kann.

3.2.2 Milieuspezifische Verengungen wahrnehmen und zu überwinden suchen

Ein Blick auf die Rezipienten gemeindepädagogischer Angebote legt die Vermutung nahe, dass gemeindepädagogische Angebote nur noch mit ausgewählten Lebensstilen harmonieren und nur noch bestimmte Milieus erreichen. Die Familienperspektive kann hilfreich sein, solche milieuspezifischen Engführungen zu erkennen und zu benennen. An einem in puncto Familienperspektive unverdächtigen Handlungsfeld wie der Konfirmandenarbeit lässt sich das gut verdeutlichen. Die Befunde der Tübinger Konfirmandenstudie lassen darauf schließen, dass das gemeindepädagogische Angebot mehr die als traditionell geltenden Familien erreicht. Ähnliches lässt sich auch für das Feld der Kasualien vermuten. Diese kirchlichen Angebote stoßen – jenseits aller inhaltlichen Zuschreibungen – schon deshalb an ihre Grenzen, weil die klassischen Anschlussstellen in immer größer werdenden Teilen der Bevölkerung nicht mehr gegeben sind. Hinter den traditionellen Kasualien steht das Modell der permanenten Familienbeziehungen. Brüche und Scheidungen werden nicht religiös begleitet. Das jedoch schließt per se einen großen Teil der Familien – unabhängig von ihrer Einstellung zur Religion – von einer kirchlich-christlichen Begleitung ihres Lebensweges aus. Gleichzeitig herrscht vielerorts noch das Bild der »heilen« Familie vor, weshalb die steigende Zahl der Alleinerziehenden bzw. der nichtehelichen Lebensgemeinschaften eine neue Herausforderung darstellt. Sie markieren in aller Deutlichkeit, dass die althergebrachten Überschneidungen zwischen Familie und Religion nicht mehr selbstverständlich gegeben sind.

3.2.3 Vernetzend arbeiten

Die Familie hat eine große Bedeutung für die religiöse Entwicklung des Einzelnen. Allerdings ist sie nie allein wirksam. Es bedarf weiterer Impulse. Die Beziehungsorientierung in der Familie ist eine große Chance, aber auch eine große Begrenzung. Deshalb wäre es eine Überforderung, bei der Glaubensstradierung allein auf die Familie setzen zu wollen. Die Familie bildet zwar den Ort der Ersterziehung, der primären Sozialisation, doch ist sie in starkem Maße abhängig von den Einflüssen außerfamilialer Instanzen. Die Primärerziehung bedarf der Stützung durch sekundäre

Sozialisationsinstanzen, so wie die sekundären Sozialisationsfelder nicht ohne die Familie agieren können. Dabei ist jedoch zu beachten, dass »deren Wirksamkeit und Erfolg [...] in entscheidender Hinsicht davon ab[hängen], ob ihr Einfluss von der Familie bejaht und unterstützt wird oder nicht«⁹. Im schulischen Bereich wird deshalb in letzter Zeit verstärkt nach »Erziehungspartnerschaften« gerufen. Allerdings ist das »in aller Regel noch ein uneingelöstes Ideal«¹⁰. Was für die Schule zu konstatieren ist, gilt wohl erst recht für

die Gemeinde. Die Familienperspektive kann dabei ein wichtiger Impuls zur Vernetzung der unterschiedlichen Lernorte sein. Im Blick sollten dabei auch die Angebote für Familien innerhalb des Gemeinwesens sein, wie Familienzentren oder Geburtshäuser. Grundsätzlich gilt: In der Wiederverschränkung von Lern- und Lebenswelten, die für die Menschen sowieso zusammengehören, liegen große Potenziale für Bildungsprozesse verschiedenster Art.¹¹ Gemeindliche Lernprozesse sind davon nicht ausgenommen.

4. Familien Raum geben – eine entscheidende, aber schwierige Aufgabe

Dass Gemeinden Familien Raum geben, ist eine grundlegende Aufgabe, die unbedingt in Angriff genommen werden muss. Gleichzeitig ist ganz deutlich zu sagen, dass dies nicht nebenher erledigt werden kann. Es geht hier nicht um ein Handlungsfeld neben anderen, sondern um eine grundlegende Orientierung. Diese betrifft das Handlungsfeld Eltern- und Familienarbeit in besonderer Weise, greift aber auch in andere Handlungsfelder mit ein. Letztlich wird hier das konkret, was wir in der Pädagogik Schülerorientierung und in der Homiletik die Orientierung an den Hörerinnen und Hörern nennen. Dabei bewegen wir uns in einer Spannung. In der Begegnung mit Gott geht es nicht um die Familie, sondern um den Einzelnen. Gleichzeitig jedoch wird die Begegnung des Einzelnen mit Gott in ganz entscheidender Weise durch seine familialen Prägen bestimmt. Familie generiert Religiosität in einer ganz bestimmten Art und Weise. Oftmals steht diese Familienreligiosität in einer Spannung zur Religiosität der Gemeinde. Wer Familien Raum geben will, hat das zu respektieren und bisweilen auch auszuhalten.

Wem das zu kompliziert erscheint, sollte sich vor Augen führen, dass sich auch in der Tradition des Alten Testaments eine Art Zweigleisigkeit beobachten lässt. Auch dort gab es einen religionsinternen Pluralismus. Es hat »nie allein ein auf die Großgruppe bezogenes Handeln gegeben, sei es nun am Volk oder an der Gemeinde, sondern daneben gab es immer ein Handeln Gottes, das sich auf den einzelnen Menschen in seinem familiären Lebensraum bezog«¹². Hier zeigen sich also zwei Linien, die zusammengehören, aber durchaus in Spannung zueinander stehen. Auf der einen Seite steht die Familienreligiosität mit einer Konzentration auf die familialen Bedürfnisse.¹³ Auf der anderen Seite steht die übergreifende Perspektive der geschichtlichen Gotteserfahrung im Jahwe-Kult mit der Betonung der Ausschließlichkeit. Beides lässt sich nicht einfach in eine zeitliche Abfol-

ge zueinander bringen, sondern bleibt – wenn auch an einigen Stellen theologisch korrigiert – nebeneinander bestehen. Die Zukunft der Kirche wird zu einem großen Teil davon bestimmt sein, dies wahrzunehmen und zu akzeptieren.

Anmerkungen:

¹ Vgl. zum Folgenden: Michael Domszen, Matthias Spenn (Hg.), *Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland. Texte der Bildungskammer der EKM 2*, Leipzig 2012.

² Peter Biehl, *Theologische Aspekte des Bildungsverständnisses*, in: *EvErz 43* (1991), 575-591, 579.

³ Zur *Wir-Orientierung und Ich-Orientierung als zwei miteinander zusammenhängenden, konzeptionell jedoch unterscheidbaren Strukturmerkmalen von intimen Beziehungssystemen* vgl. K. A. Schneewind, *Familienpsychologie*, Stuttgart³2010, 32-35.

⁴ Ebd.

⁵ Norbert Mette, *Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters*, Düsseldorf 1983, 286.

⁶ Friedrich Schweitzer, *Wirkungszusammenhänge religiöser Familien-erziehung. Ergebnisse der Tübinger Familienstudie und religionspädagogische Konsequenzen*, in: Albert Biesinger, u.a. (Hg.), *Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven*, Weinheim, Basel 2005, 11-21, 19.

⁷ A.a.O., 19f.

⁸ Michael N. Ebertz, *Einseitige und zweiseitige liturgische Handlungen*, in: Benedikt Kranemann, Eduard Nagel, Elmar Nübold (Hg.), *Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie*, Freiburg i.Br. 1999, 14-38, 27.

⁹ B. Grom, *Religiöse Sozialisation in der Familie*, in: *StZ 214* (1996), 601-610, 604.

¹⁰ *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005*, 91.

¹¹ Vgl. Thomas Rauschenbach, *Zukunftschance Bildung. Familie, Jugendhilfe und Schule in neuer Allianz*, Weinheim, München 2009, 198.

¹² R. Albertz, *Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion. Religionsinterner Pluralismus in Israel und Babylon*, 1978, 206f.

¹³ Albertz spricht hier von einem »persönlichen Schutzgott (mein Gott)«, zwischen ihm und dem Beter besteht ein weithin unbedingtes und weithin unverlierbares Vertrauensverhältnis wie zwischen einem kleinen Kind und seinen Eltern«. R. Albertz, *Religionsgeschichte in alttestamentlicher Zeit*, Bd. 1, 1992, 153.